

H/b.

Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

	Seite
Die ewige Krankheit	1

Nachdruck verboten

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 8,50 Mark, die einzelne Nummer 80 Pf.



BERLIN

Verlag der Zukunft

Großbeerenstraße 67

1918

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 8.50, pro Jahr M. 34.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 9.15, pro Jahr M. 36.60; Ausland M. 9.80, pro Jahr M. 39.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Großbeerstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.**

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 108 09 u. 108 10.

WEIN-STUBEN-HUTH

BERLIN W

Fürstenhof Carlton-Hotel — Frankfurt a. M. —
Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.
Das Vollendetste eines modernen Hotels. □

Dresden - Hotel Bellevue
Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Nützliche Bücher Katalog gegen Rückporto!
O. A. Grambs VIII, Sonneberg, S.-M.

Nordische Anleihen, Russische und Balkanwerte, Oesterreichische Anleihen, Amerikanische
Bonds, Chinesen, Japaner. Anstellungen erbeten.
E. Calmann, Hamburg. Errichtet 1853.

Weinstuben **Vorzügliche Küche**
Mitscher **Austern**
Französische Strasse 18

Wer Humor liebt, lese A. O. Weber
Nur nicht heiraten! Der gefesselte Spötter. Graf Schim von Panse.
Drei glänzend illustrierte Bände.
Indiskretionen. Band I, II u. III. | Wenn Mars regiert.
Humoristische Prosabände. | Satiren aus der Kriegszeit.
Preis pro Band 3 Mk. — Ueberall erhältlich, wo nicht, direkt vom Verlag
Wiedemannsche Druckerei A.-G. Verl., Saalfeld i. Th., Georgstr. 22.



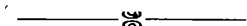
Das Fichtenbad im Hause!
Jeder, besonders Nervenleidende fühlen sich wie neugeboren. 1 Flasche für 1 Bad 1,— Mark, bei 10 Flaschen franko Nachnahme. Lieferung erfolgt nur in der Reihenfolge der eingehenden Bestellungen. Versand nur direkt an Private durch den alleinigen Hersteller:
Frau W. Fröhlich, Langendernbach (Westerwald).

Verzeichnis okkultur Bücher gratis von
Wilhelm Besser, Leipzig, Markt 2.

Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden



Hundertundzweiter Band

Juli / August 1918



BERLIN

Verlag der Zukunft

Großbeerenstraße 67



Inhalt

Alles beim Alten	29	Freimaurer und Juden s. Wille zur Macht.	
Alexandrowitsch, Nikolai s. Wille zum Recht.		Freundschaft in Freiheit . . .	55
Aufrichtigkeit s. Freundschaft in Freiheit.		Friedberg, Staatsminister Dr. s. Nach 4 Jahren.	
Befreiungskrieg s. Krankheit, Die ewige.		Friedensprogramm Wilsons s. Nach 4 Jahren.	
Belgien s. Krankheit, Die ewige.		Grenzdehnung s. Wille zur Macht.	
Berlin s. Randblasen.		Haager Konferenz s. Wille zum Recht.	
Briands Zeugenaussage s. Randblasen.		Helfferich, Staatsminister Dr. s. Wille zum Recht.	
Brudermord s. Freundschaft in Freiheit.		Herrenhaus, Preußisches s. Nach 4 Jahren.	
Cagliostro, Graf, alias Bal- samo s. Wille zur Macht.		Hertling, Graf s. Nach 4 Jah- ren.	
Calonder, Bundespräsident s. Nach 4 Jahren.		Japanischer Sozialismus s. Alles beim Alten.	
Cambon, Jules, Bericht s. Alles beim Alten.		Joffre s. Randblasen.	
Censur s. Randblasen.		Irland, Selbstverwaltung s. Alles beim Alten.	
Churchill s. Alles beim Alten.		Kaiser und Weltherrschaft s. Alles beim Alten.	
Czernin, Graf s. Krankheit, Die ewige.		Kaiser Karls Privatbrief an Prinz Sixtus s. Krankheit, Die ewige.	
Daudet s. Randblasen.		Kasseler Gemäldegalerie s. Wille zum Recht.	
Dernburg, Staatssekretär Dr. s. Wille zur Macht.		Kerenskij s. Nach 4 Jahren.	
Diplomatenkunst s. Krank- heit, Die ewige.		Kolonistenarbeit in Livland und Esthland s. Wille zur Macht.	
Don Quijote s. Krankheit, Die ewige.		Konservative Partei s. Alles beim Alten.	
Egypten s. Sinope.		Krankheit, Die ewige	1
England s. Krankheit, Die ewige.		Krieg gegen Frankreich s. Alles beim Alten.	
England s. Randblasen.			
Faktum, Das s. Freundschaft in Freiheit.			

- Kühlmann, v., Staatssekretär s.
Freundschaft und Freiheit.
- Lenin s. Wille zur Macht.
- Lettland s. Wille zur Macht.
- Lichnowsky, Fürst s. Randblasen.
- Malvy, Minister des Innern s. Randblasen.
- Mirbach - Harff, Grat s. Freundschaft und Freiheit.
- Moltke s. Krankheit, Die ewige.
- Nach 4 Jahren 85
- Napoleon Bonaparte s. Krankheit, Die ewige.
- Nationalliberale Partei s. Alles beim Alten.
- Optimismus s. Krankheit, Die ewige.
- Oesterreich - Ungarn s. Alles beim Alten.
- Paris s. Randblasen.
- Parlament s. Krankheit, Die ewige.
- Party, Labour s. Nach 4 Jahren.
- Pessimismus s. Krankheit, Die ewige.
- Pheron s. Sinope.
- Preßartikel s. Krankheit, Die ewige.
- Pruzengeist s. Wille zur Macht.
- Randblasen 203
- Rede des Staatssekretärs s. Krankheit, Die ewige.
- Reichspolitik, Gesammtlage der s. Krankheit, Die ewige.
- Rezept s. Krankheit, Die ewige.
- Rhetoreia s. Krankheit, Die ewige.
- Rumänien s. Wille zur Macht.
- Rußland s. Nach 4 Jahren.
- Salm - Horstmar, Fürst zu s. Wille zur Macht.
- Sawinkow s. Freundschaft in Freiheit.
- Sesostris s. Sinope.
- Sinope 173
- Snowden s. Nach 4 Jahren.
- Sozialrevolutionäre Partei in Rußland s. Freundschaft in Freiheit.
- Trachenberg, Herzog zu s. Wille zur Macht.
- Trade-Unions s. Nach 4 Jahren.
- Trotzkij s. Wille zur Macht.
- Ukraina s. Wille zum Recht.
- Universität und Frauenfrage s. Randblasen.
- Völkerbund s. Alles beim Alten.
- Wahrhaftigkeit s. Randblasen.
- Wandel deutscher Stimmung s. Alles beim Alten.
- Washington s. Nach 4 Jahren.
- Webb, Sidney, Geschichtschreiber d. britisch. Gewerksch. s. Nach 4 Jahren.
- Weltdemokratie s. Nach 4 Jahren.
- Weltherrschaft s. Krankheit, Die ewige.
- Wilamowitz - Möllendorff, Dr. von, s. Randblasen.
- Wille zur Macht, Der 145
- Wille zum Recht, Der 115
- Wilson s. Nach 4 Jahren.



Berlin, den 6. Juli 1918

Die ewige Krankheit

Weltherrschaft

Was ist Weltherrschaft? Nicht: Herrschaft über alle Hauptländer der Erde, auch nur über die in einer bestimmten Zeit wichtigsten. Nicht: die Macht, jedes Landes und Volkes Willen in jeder von freiem Entschluß gewählten Stunde zu brechen, fremdem Gebot zu unterwerfen. Solche Herrschaft und Macht war nie und nirgends in durchblickbaren Tagen. Alexander, Caesar, Karl der Große, Napoleon Bonaparte: Keinem ward sie beschert. In keiner Lebensstunde, nicht einmal vor dem Abfall Amerikas, dem Reich der Briten. Dem Makedonen, sagt Bonaparte, „ist das Erobern leicht gemacht worden. Wer bedenkt, daß bei Marathon zehntausend Griechen das Perserheer vernichten konnten, muß begreifen, daß Alexander in Feindesland nicht gewaltiges Hinderniß zu überwinden hatte. Er durfte sich mit Kleinkämpfen begnügen, siegte durch seine Phalanxordnung, nicht durch Strategie, und zeigte nirgends die Manövrierkunst, die den großen Feldherrn macht. Ein tapferer Soldat war er, doch nicht besser als der tüchtigste meiner Grenadiere. Sein Fehler war, daß er, statt den in Persien errungenen Vortheil auszunützen, nach Egypten zurückging. Den Politiker in ihm muß ich loben. Caesar vereinte ungemeine Kühnheit mit hoher Genialität; deshalb konnte er in Schlachten, die dieses Namens würdig sind, starke Feinde besiegen

und ernster Gefahren Herr werden. Die Spur seines Handelns war in Frankreich sichtbar, bis ich kam. Ich habe die Oberhoheit des Papstes und das Römische Reich Deutscher Nation zerbrochen. Karl der Große hatte dem Papst viel gegeben. Deutschland bestand aus Lehnstaaten und Frankreich wagte nicht, sich gegen den Kaiser aufzubäumen, der in Paris Grafen und Barone ernannte. Wahre Größe wird nur durch die Einrichtungen gesichert, die Einer als Vermächtniß hinterläßt. Hätte im Kreml mich eine Kanonenkugel getötet, so stünde ich heute in der Geschichte neben den Größten: denn mein Haus und meine Institutionen hätten sich in Frankreich gehalten. Jetzt? Wenn mein Sohn sich nicht den Thron erringt, werde ich fast bis in Nichtigkeit sinken.“ Der Mann, der in dem vierzehnten Louis den größten König, in Turenne den größten Feldherrn des alten Frankreichs sah (und in Fritz von Preußen den „sittlichen Muth“ und die Schlagkraft mehr schätzte als das Vermögen, den Einfallreichthum des Strategen und Taktikers), wollte sich niemals in die Pflichten und Rechte des Franzosenkaisers einschränken; wollte immer die letzte Sprosse der Sonnenleiter erklimmen, auf der Alexander, Caesar, Karl hochgestiegen waren. Nicht hoch genug; nicht bis in Weltherrschaft. Die hat er, im Bewußtsein, einen keimkräftigen Staatsgedanken, eine würdigere Gesellschaftordnung zu bringen, stets begehrt und erstrebt. „Tilsit war mein Höhepunkt. Nach schlimmen Sorgen und Rückschlägen war ich Sieger, schrieb Völkern Gesetze vor und meine Höflinge trugen die Titel von Kaisern und Königen. Doch glücklicher fühlte ich mich nach dem siegreichen Feldzug in Italien. Als das Volk mich umjauchzte, seinen Befreier nannte, stand dem Fünfundzwanzigjährigen seine Zukunft deutlich vor dem Auge. Manchmal war mir, als würde ich vom Erdboden in die Lüfte gehoben.“ Noch der Gealterte schickt sich nicht in die Grenzen seiner Menschheit. „Denn mit Göttern soll sich nicht messen irgendein Mensch. Hebt er sich aufwärts und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgends haften dann die unsicheren Sohlen und mit ihm spielen Wolken und Winde. Steht er mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde:

reicht er nicht auf, nur mit der Eiche oder der Rebe sich zu vergleichen. Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben; und viele Geschlechter reihen sich dauernd an ihres Daseins unendliche Kette.“ In so engen Ring will Dieser sich nicht bescheiden; will sich mit Göttern messen. Weil in seinem ungeheuren Hirn, dem stärksten, das die Geschichte kennt, wenig von Mythos lebt, kaum ein Fünkchen von Glauben an übersinnliche Seelenkräfte glimmt? Er ist Herr im Westen, im Süden, in der Mitte des europäischen Festlandes. Zu wenig. Den Großreichen, Riesenimperien gehört die Zukunft. Während seine Gewalt in Europa wuchs, hat England über Ozeane gegriffen, seine Pfortner an die Meerthore gesetzt und die Löwenpranke auf die werthvollsten Kolonien gelegt. Auch Rußland streckt sich, entbindet seinem weiten Schoß in jedem Jahre schon fünfhunderttausend Kinder und kann bald eine Gefahr für den Erdtheil werden. Um dessen Freiheit ist's geschehen, wenn die Kolosse des Westens und Ostens sich eines Tages zu Gemeinschaft verbünden. Ist, ehe dieser Tag wird, Caesars Erbe nicht vom Schicksal verpflichtet, die Stunde zu nützen, die alle Hauptstücke europäischer Wehrmacht unter seinen Befehl stellt, und, als Diktator zuerst, dann als Kaiser des Westens, die Randstaaten vom Leib des Zarenreiches zu lösen, in krieglerische Grenzwachen umzuwandeln und so einen Wall gegen die Nordbarbaren zu schaffen, die der Südländer mißtrauisch anblickt, der korsische Mittelmeermensch verabscheut? Haben nicht sogar Frankreichs letzte Könige und deren klügste Minister getrachtet, durch Begünstigung Polens, Schwedens, der Türkei das dunkle, unheimliche Rußland dem Ring europäischer Großmächte fern zu halten? Und hat nicht erst, wer in Moskau, Perm, Jekaterinoslaw gebietet, die Arme so frei, daß er den Britenleu, dem die Kontinentalsperre nicht unter die Haut geht, in der indischen Nährstätte an der Kehle zu packen vermag? Der tolle Zar Paul hat ihm den Weg gewiesen. Auch vom Kaukasus aus ließe sich's machen. „Um England zu fassen, muß man den Fuß in Asien haben. General Gardane und Jaubert sind in meinem Auftrag nach Persien gegangen. Ihre Missionen blieben ohne sichtbaren Ertrag;

aber ich habe die Karte, kenne den Volkszustand und weiß, wie von Tiflis nach Britisch-Indien zu kommen wäre. Sitze ich in Moskau, ist Rußland ermattet, der Zar mir versöhnt oder von einer Palastrevolution gemordet, in Warschau unter meiner Schutzherrschaft ein neuer Thron errichtet: warum soll unser Heer und das der Vasallenvölker nicht bis an den Ganges gelangen? Das von Händlern aufgebaute Gerüst stürzt in ganz Indien, wenn der Streich eines Franzosenschwertes die Balken hart getroffen hat. Wenn wir Egypten hätten, wärs noch leichter. Eine Kerntruppe von dreißigtausend Franzosen, sechzigtausend Eingeborene, drei lange Kolonnen, mit gesichertem Proviant und Wasser, dem Euphrat zu: Indien kann sich nicht halten. In Egypten mußte ich bleiben! Bewaffnete Boote auf dem Nil: und alle Anrainerfürsten hätten sich, ohne Feuerwaffen, mir rasch unterworfen.“ Auf den Feldzug nach Rußland nahm er, außer Hunderten von Pferden, Dutzenden von Reitmaulthieren, Kutschen, Prunkkarrossen, einen Gepäckwagen mit, hinter dessen Verschuß der Krönungornat des Kaisers gestapelt war, Purpurmantel, Krone, Szepter, Reichsapfel, Reichsschwert. Die dem Stirnschmuck Karls des Großen nachgebildete Krone, die bei der Krönung französischen Königen aufs Haupt gesetzt worden war? Tracy hat von einem Bonaparte gehört, daß Napoleons Plan war, in Moskau, nach Sieg und Friedensschluß, sich zum Imperator Occidentis krönen zu lassen und fortan sich „Kaiser des Westens, Haupt des Europäischen Bundes, Vertheidiger des Christglaubens“ zu nennen. Das wäre nicht nur die vom irrlichtelirenden Sinn manches Kaisers ersehnte Wiederherstellung, wäre die Weitung alter Römerreichsherrlichkeit ins Grenzenlose gewesen. Der mit solcher Machtfülle Gekrönte hätte das Recht gehabt, seiner Herrschaft auf dem Erdrund Huldigung zu heischen.

Bonaparte hats nicht erreicht. Und noch auf seiner Prometheusklippe wild England angeklagt, daß es die Erde in Knechtschaft halte. Ein so guter Kenner englischer Geschichte (aus der er lange Kapitel selbst geschrieben hatte und bei sich trug) mußte wissen, daß es dazu niemals die Macht hatte; gewiß nicht mehr, seit es vom Festland wich und dem

Gedanken an Rückkehr für immer entsagte. Wer Erde beherrschen will, muß auf ihr eine breitere Handlungsbasis haben, als ein Gibraltar zu bieten vermag, und muß ein großes Heer mit morgen nicht zu übertreffender Waffe halten. Britanien konnte nie seinen Willen dem Erdtheil, nie auch nur dessen Hauptmächten aufzwingen; war immer, um einem Wunsch Erfüllung zu sichern, auf Bündniß mit territorial Stärkeren angewiesen. Vormund aber wollte die Europa vorgelagerte Insel dem Erdtheil sein, Mitbestimmer seines Schicksals; und da sie auf den anderen Kontinenten ungeheure Strecken in ihrer Gewalt hatte, kam sie in den Verdacht des Strebens nach Weltherrschaft. „Jede an der Peripherie auftauchende Gefahr wird im Centrum, im Mutterland, fühlbar. Das muß wachen, damit ihm die Wege nach und von den Dominions und Kolonien offen bleiben und es sie jedem Anderen sperren kann. Wasserwege, die Gott-Natur allen Geschöpfen zu Eigen gab und die, weil kein Mensch sie zu ebnen, zu pflastern, vor Sand, Schlamm, Unkraut zu schützen braucht, keiner Macht unterthan sein dürften. England will ihre Unterthänigkeit. Wie Polypen arme, zürnt selbst der Britenbewunderer Friedrich Schiller, streckt es seine Handelsflotten aus; und das Reich der freien Amphitrite will es schließen wie sein eigenes Haus.“ Diesen Willen konnte England nie leugnen. Nicht in Pitts Tagen, nicht im victorianischen Zeitalter. Als Piemonts Minister Graf Cavour das franko-italische Bündniß ermöglicht hat, schreibt Königin Victoria an den Earl of Derby: „Wenn wir auf den Weltmeeren nicht, übermächtig sind, ist die Ehre, die Zukunft unseres Reiches verloren; sie ist schon, sobald Frankreich einen Bundesgenossen findet, der einer Kriegsflotte gebietet.“ Immer die alte Angst; weniger vor Invasion als vor der Hinderung der Weizen- und Rohstoffzufuhr, ohne die der kleine Kopf des ungeheuren Empire nicht leben könnte. Frankreich durfte weder Egypten noch den Suezkanal, das Werk seines Lesseps, haben. Aden mußte, Koweit sollte englisch werden. Unersättliche Gier eigennütziger Krämer, sagt der unbedachte Mann auf der Straße. Unvermeidliche Folge der Inselkrankheit, spricht

das Urtheil des Politikers, der gerecht sein will. Die Noth dieser Krankheit erfindet immer neue Schlagwörter; das klangvollste und haltbarste hieß: ‚Wahrung des europäischen Gleichgewichtes.‘ Die Wortschale birgt, als Kern, nur den Wunsch, daß in Europa kein Staat mächtig genug werde, um England und dessen Allirte bedrohen zu können; daß Alles bleibe, wie es für das Europa vorgelagerte Inselreich bequem ist; daß namentlich in der Mitte des Erdtheiles nicht eine Machtgruppe entstehe, deren Uebermuth den starken Arm über die Nordsee hinrecken könnte . . . Noch heute giebt es Völker und Regirungen, die danach lechzen, auch, wie Großbritannien, auf ihre Marine, auf Legaten und Kolonialtruppen angewiesen zu sein. Sie sind so klug wie der Gesunde, der den Lungenkranken um den Glanz seines Auges beneidet. Was Englands heuchlerischer Hochmuth schien, war die Folge der Furcht, aus der Lage des Reiches in veränderter Welt den Schluß zu ziehen. Was Ueberhebung des allzu Glücklichen schien, kam aus dem Quell bittersten Leides.“ (Harden: „Krieg und Friede“; vierzehntes Kapitel.) So sah Englands Weltherrschaft aus. Sie hat den Eindrang Rußlands in das „europäische System“ nicht zu hindern vermocht; hat ihn, durch die Koalition gegen Bonaparte, der Britanien die Vormundschaft entziehen, sich selbst die wirksame, von Heeren behütete Weltherrschaft erraufen wollte, sogar beschleunigt. Sie hat die Einung der deutschen Völker nicht gehemmt, deutschem Erwerb der noch unvergebenen Siedelstätten sich nicht wüthig entgegenstemmt, die Kindheit und frühe Jugend des neuen Deutschen Reiches niemals getrübt. Wenn dessen erster Kanzler unter nächtigem „Albdruck der Koalitionen“ ächzte, dachte er niemals an Großbritannien. Alle englischen Kolonien (nur, zuletzt, nicht mehr die freien Dominions Australien und Kanada) standen unserem Handel stets offen; noch, als die Franzosen die Thore ihres weiten Kolonialreiches längst gesperrt hatten. Daß England bis ins Jahr 1901 den Mächten des Dreibundes, schon, weil ihre Hauptfront Rußland in Schach hielt, günstig gestimmt war, hat Herr Ernst Lémonon 1909 in einem lehrreichen Buch gezeigt; und in

der Vorrede rühmt Herr Deschanel, Präsident der französischen Kammer, den friedlichen Geist der britischen Politik. „Um seinen Handel und seine Industrie zu fördern, wünscht das ganze Volk Englands dauernden Frieden; es will nicht Dehnung, sondern nur Erhaltung seines Landbesitzes und hofft, daß Deutschland in vernünftiger Politik zurückkehren und den Traum von Weltherrschaft abschütteln werde.“ Pitt hat gesagt: „Englische Politik heißt: englischer Handel.“ Joseph Chamberlain: „Ich glaube an die Zukunft unseres Landes, das durch seinen Umfang eine Welt in sich ist.“ Edward Grey: „Die Regierung dieses Reiches hat nur den einen Wunsch: mit allen Nachbarn in Frieden zu leben. Und das Programm ihrer auswärtigen Politik wird von dem einen Wort umfaßt: Eintrachtstiftung.“ Drei Stimmen aus den Zeiten vor und nach dem messianischen Imperialismus, dessen Banner D’Israeli hob. Politik, die von Kaufmannsgeist bestimmt, von der Sorge um Nahrungsmittel und Rohstoffe bewölkt wird; die mehr umfassen will, als sie schützen kann, und deshalb immer vor Gegenbündnissen bangt; Politik Satter, die von Europäerkrieg mehr Verlust zu fürchten als Gewinn zu hoffen hätten, die drum friedlich ist, doch die Gewißheit haben will, daß sie die Meere, ihre Grenzstraßen, jeder feindlichen Macht zu sperren, die Adern, ohne deren Saftumlauf Britanien nicht fortleben könnte, vor Verletzung zu schützen vermag. Das ist Weltherrschaft? Hundertmal ists so genannt worden; trotzdem England allein, ohne auf dem Festland starke Gefährten, keine Großmacht in seines Willens Bahn nöthigen konnte. Nach der Ausdrucksweise von heute ist Weltherrschaft also erlangt, wenn die Nation in ihrem eigentlichen Element, zu Land oder zu Wasser, stärker ist als irgendeine andere, stärker als zwei, deren Bündung gegen sie denkbar wäre; wenn sie ohne Zufuhr aus dem räumlich größten Theil von Europa behaglich gedeihen und in einem räumlich eben so großen Theil den Menschen, dem Boden, allem Stadt- und Landgewerbe die Ernährungsmöglichkeit, wie die Sagenparze den Lebensfaden, abschneiden kann. Von der Stelle, wo so viel Macht geballt ward, scheint Weltherrschaft zu fürchten. Zu

fürchten: weil jedes Volk, in dessen Blut der Drang nach Selbstachtung pulst, aus freiem Gewissen sich Richtung und Weg wählen, sein Schicksal schweißen und formen will. Weil civilisirte (Das heißt: aus den Nothbräuchen steten Kriegen in Bürgersitte gewöhnte) Menschheit jedes Volk in die Pflicht zu friedlicher Verständigung mit anderen Völkern zäunen, keins so sehr in Uebermacht wachsen lassen will, daß anderen nur die Wahl bleibt, seine Gnade zu erwinseln oder seiner Tyrannis unterthan zu werden.

Pessimismus

Schon aus Wortannexion kann Unheil sprießen. Der Beschluß, das Wort „Weltherrschaft“, wie einen verbrauchten Beamten, in den Ruhestand zu versetzen, würde allen Dialog erleichtern. Noch wichtiger wäre die Rückgabe zweier anekirtirten Fremdwörter an den „Besitzer“, dem sie, weil er sie schuf, von noch giltigen Rechtes wegen gehören. Die Sprache der Zeitungen und Parlamente, deren öffentliche Verhandlung über große Gegenstände in Deutschland nichts Anderes mehr ist als gesprochene Zeitung, hat dem Latein der Philosophen die Wörter „Optimismus“ und „Pessimismus“ gestohlen und den Zwecken ihres Alltagsgeschäftes dienstbar gemacht. Ebenso selten wieder mit „Weltherrschaft“ Höckernde an Dschenghis, Alexander, Caesar, denkt der mit Mund oder Stift von Optimismus und Pessimismus Schwatzende an Leibniz, Rousseau, Hegel, Schopenhauer, Byron, Hartmann, Leopardi und sonstwo Verschollenes. Nicht an die Metaphysikerfrage, ob Menschen und Dinge als ursprünglich gut oder schlecht anzunehmen seien; ob der weiseste aller erdenklichen Götter eine bessere Welt als unsere nicht schaffen konnte (Leibniz); ob das von der Natur gut Gewollte und gut Geschaffene in der Hand des der Natur sich stolz entfremdenden Menschen niederträchtig oder erbärmlich werde (Rousseau); ob, was ist, auch vernünftig sei (Hegel); oder ob Erfahrung die uralte, von Schopenhauers Weltweisheit in neue Mode gebrachte Lehre der Pessimisten bestätigt habe. In den Schlagwörtern ist keine Spur mehr von Metaphysik, Erkenntniß und Sittlichkeitstheorie, Ge-

schichtphilosophie. Goethe, der von Vernunft, als nur Geistigem, nicht viel, Alles von Herrschaft der Humanität, des Menschheitsbewußtseins, hoffte, hat in mancher Stunde die metaphysische Frage weit von sich weggeschoben. „Die Menschen haben sich stets geängstet und geplagt, einander gequält, das Leben sauer gemacht und die Schönheit der Welt, die Süße des Daseins weder zu achten noch zu genießen vermocht. Was ihnen noch einige Anhänglichkeit an das Leben gab oder giebt, Das war und ist die Furcht vor dem Sterben. Die Wahrheit, daß es in allen Zeiten und Ländern miserabel gewesen ist, wurde längst entdeckt und man braucht die Bestätigung nicht weit zu suchen. Und gar uns alten Europäern geht es herzlich schlecht. Unsere Zustände sind viel zu künstlich und komplizirt, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber Niemand hat den Muth, gemüthlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Und das Uebel häuft sich von Geschlecht zu Geschlecht. Denkt man sich in deprimirter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es Einem oft vor, als wäre die Welt zum Jüngsten Tag reif. Da es aber immer so war, wird es wohl auch so bleiben.“ Bequeme Weisheit? So bequem, wie der Schöpfer braucht, wenn er, an jedem siebenten Tag, von seinen Werken rastet. Der Frage, weshalb ein Gott sich um die Schaffung einer Welt bemüht habe, in der so viel Uebel, Trauer, Lumperei, Schlechtes sei, und der anderen, ob dieser Gott aus seiner Welt das Uebel nicht tilgen wolle, nicht könne oder bewußt dauern lasse, hat nicht vor, nicht nach Epikur Einer zulängliche Antwort gefunden. Mit Alledem aber, auch mit dem Mythos von Erbsünde, dem durchaus Bösen Kants, mir nur hedonischer oder schon ethischer Werthung der Lebensinhalte hat der Sprachgebrauch der Presse und Parlamente nicht das Allergeringste mehr gemein. Er hat Wörter annektirt und läßt sie da schuften, wo er sich Zins erhofft. Wie der im Krieg Gefangene oder Ab-

geschobene, mag er zu Haus Mathematiker oder Tenor, Barbier oder Ingenieur gewesen sein, Müll oder Rieselfeldfrucht fahren und schleppen muß, so wird den aus ihren Begriffswurzeln gerupften Wörtern die Aufgabe zugewiesen, deren Bewältigung dem Herrscher der Stunde besonders heiß auf die Nägel brennt. Heute gilt als Optimist, wer sagt (der Nachweis eben so sprechenden Glaubens wird nicht verlangt): „Alles wird gut und endet in Glück und Glorie“; als Pessimist, wer die Meinung andeutet: „Die Sache kann noch eklig werden.“ In fremden Prunkgewändern also das altbekannte Paar: Siegeswilliger und Flaumacher. Schön wird Häßlich, Häßlich Schön. Warum nicht, wenn man sich darüber verständigt hat? Wo die Annahme erzwungen ist, kann Jeder mit Darlehenskassenscheinen bezahlen.

Nun darf den Luxus, in dem hier umschriebenen Un-Sinn Optimist zu sein, überall sich der Betrachtende, nirgends der Handelnde gönnen. Der Zuschauer, dem Eingriff und Aenderungversuch nicht gestattet wird, kann und will nur „das Beste hoffen“. Wo er sich als ohnmächtigen Zuschauer fühlt. Nicht in seinem Geschäft oder Verantwortungsbereich. Ein Direktor des Crédit Lyonnais oder der Diskontogesellschaft redet und schreibt manchmal wohl, als sei die Rückkehr des Elsaß in die Republik, die Hingabe von Briey, Longwy, Flandern mit Lille und Valenciennes und einem Milliardengebirg an Deutschland über jeden Zweifel hinaus Gewißheit; sein Bankgeschäft aber belastet er nicht mit unsicheren Posten. Draußen war er, auch nach Auf-sich-trathssitzungen, Betrachter; im Bureau ist er Handelnder und hat für Vermögen und Ruf der Firma, auch für die eigene Ehre und Freiheit zu sorgen. Der Handelnde, der niemals mit dem ungünstigsten Ausgang, der schlechtesten Möglichkeit rechnet, ist Lüdrian oder Frevler; ist Beides tausendfach, wenn sein Handeln Andere, Aktionäre oder Volk, in Verlust, in Bankerot reißen kann. Verträgt er Unlustvorstellung nicht, wird schon von dem Ausmalen schlimmer Wendung seine Seele lahm, muß er, um leistungsfähig zu werden, selbst sich immer wieder „Muth machen“ oder kann Anderer Unterschätzung (so nennt ers) des Voll-

brachten und Geschehenden ihm „den Muth nehmen“: dann taugt er nicht auf seinen Sitz. Dem auf Rechnung und Gefahr eines Volkes Handelnden ziemt ein Siebgewissen so wenig wie dem Vormund, dem Paragraph 1807 unseres Bürgerlichen Gesetzbuches vorschreibt, wie er Mündelgeld anzulegen habe, und der von leichtsinniger Anlage nicht durch die Betheuerung entschuldigt würde, er habe inbrünstig an den Werthzuwachs des erworbenen Papieres geglaubt. Im deutschen Einheitskrieg stand vor Paris die Sache des Belageres so gut, wie sie im Weltbrand nie stehen könnte; dennoch hat Bismarck in Versailles viele Nächte schlaflos veronnen. Wenn Rußland eingriffe, österreichische Unruhe Heerestheile von West abzöge, ein Gesamtspruch der Neutralen Schonung der französischen Hauptstadt, ihrer unersetzlichen Kulturwerthe forderte? In Mondlicht hat er, vor der Kugel des Wachtpostens nur durch die weiß leuchtende Kürassiermütze geschützt, eine Leiter erklettert, von der Mauer nach Paris hinübergesehen und den Mann unten gefragt: „Glauben Sie, daß wir je hineinkommen?“ Pessimismus (da es so heißen soll) des für Handlung und Unterlassung Verantwortlichen. Von solcher, von jeder Verantwortlichkeit fühlen bei uns Parlament und Presse sich frei: und sind drum selig, wenn ihnen erlaubt wird, in Optimismus zu plätschern. Morgen wieder lustig? Da droht Gefahr.

In den Westländern, gegen die das Deutsche Reich Krieg führt, regiren die Parlamente, sind die Minister Vor männer ihrer Parteien, werden Zeitungschreiber Staatsprokuristen oder Botschafter und kehren vom Regirungssitz in die Redaktion zurück. Jeder wirkt zum Gemeinwohl mit, jeder halbwegs Ernste (Schaumschläger, Akrobaten, Gesindel giebt überall) fühlt sich dafür verantwortlich. Jeder als Handelnden, nicht nur als Betrachter. Deshalb ist dort, trotzdem die Heere in viel schlechterem Stand als die deutschen sind und der finsternen Wald Durchastende des Trostes mehr bedarf als der mittags über saftige Wiesen Schreitende, aller frisch-fröhlich seichte Optimismus verpönt. Seit im März die deutsche Offensive begann, haben Minister, Abgeordnete, Journalisten sehr oft vor Unterschätzung der Gefahr

gewarnt; hieß es in fast jeder Woche: „Die Lage ist furchtbar ernst und kann sich für uns nur bessern, wenn wir sie klar erkennen und an den Versuch der Wandlung alle Kräfte der Nation setzen.“ Ob Paris zu vertheidigen oder dem vordrängenden Feind zu übergeben, ob Calais zu halten und wie der Krieg weiterzuführen sei, wenn die Deutschen das Hauptstück der französischen Kanalküste besitzen: Alles wurde öffentlich erörtert. Als deutsche Truppen den Chemin des Dames genommen hatten und wieder, wie im September 1914, an der Marne standen, klang die Rede des Ministerpräsidenten Clemenceau der Kammer wie eines Ver zweifelnden; und schadete ihm mehr als zuvor je Barschheit und Hemmungsmangel. Aus England drangen in der zweiten Junihälfte fünf Stimmen zu uns; keine sagte Neues, keine kleidete sich in helle Tonfarbe. Herr Asquith: „Seit der letzten Märzwoche machen die verbündeten Truppen, meist unter ihnen ungünstigen Umständen, dem in überlegener Zahl vorstoßenden Feind jede Fußbreite des Bodens streitig. Franzosen, Amerikaner, Briten sind in zäher Standhaftigkeit und in hilfreicher Kameradentreue einander gleich. In unserer Heimath lebt nicht ein Mensch, der nicht Friedensschluß ersehnt. Der langen Mühe lohnt aber nur der Friede, der allen Völkern, kleinen und großen, den Weg in Freiheit bahnt und durch den Gemeinshaftwillen eines Völkerbundes den Fortschritt der Menschheit sichert. Kein Brite bereut seine Opfer; jeder ist zu neuen willig. Um bis ans Ende auszuhalten, brauchen wir Geduld und Muth; und diese Stützen uns zu wahren, giebt es nur ein wirksames Mittel: uns die Wahrheit, immer die ganze Wahrheit zu sagen. Wir sind, nach meiner Ueberzeugung, in eine Stunde gelangt, wo, in einem Geschehen, das noch nie war, durch vorbehaltlose Aufklärung des Volkes über günstiges oder ungünstiges Einzelereigniß viel mehr zu nützen als zu schaden ist. Wir wollen den Thatsachen, auch den unheilvollen, ins Auge sehen. Dabei dürfen wir, freilich, nicht jedes Schwanken des Schlachtenganges allzu wichtig nehmen und nicht im Augenmaß irren, wenn von irgendwo kleiner Geländeverlust gemeldet wird. Wir müssen das Einzelereig-

niß immer ins große Ganze einordnen, auf die Fronten und auf die Länder blicken und, was der Tag bringt, nach seiner inneren, bleibenden Bedeutung wägen. Wir müssen nicht nur den Germanenangriff abschlagen, sondern auch eine neue Diplomatenkunst schaffen. Die Zeit unserer alten Diplomatie, die ehrlich und gewandt war, ist vorbei, wie einst die der Kettenpanzer und Fregaten. Jetzt brauchen wir sicheren Schutz vor der Wiederkunft all des Gräuels, der heute die Welt verwüstet und die Menschheit zehntet. Davor schützt die Bestrafung der Schuldigen nicht vollkommen. Nur die Gründung einer im Gewissen einträchtigen, von gleichem Streben nach Gerechtigkeit beseelten Nationenfamilie kann die Kraft verbürgen, die Streit friedlich zu schlichten, Interessenspalt behutsam zu schließen und, im Nothfall, Bedroher des Erdfriedens auf ihrem Weg zu hemmen vermag.“ Lord Milner: „Herabsetzung unserer Bundesgenossen, sogar Rußlands, ist ein Fehler, den wir meiden müssen. Rußland schimpfen: Unklügeres wäre nicht zu ersinnen. Vernunft befiehlt uns, alles Mögliche zu thun, um Rußlands Gesundheit wiederherzustellen. In unserer Genossenschaft hat Jeder seine Sache so gut gemacht, wie er konnte. Deutschland ist heute auf dem Gipfel seiner Macht. Dennoch wird sein Versuch, die Welt ins Joch zu zwingen, scheitern; weil er scheitern muß. Aber wir haben so furchtbar harte Kämpfe vor uns, wie unsere Geschichte bis heute keine kannte, so harte, wie Frankreichs edles und großes Volk sie, mit dem Aufgebot aller Kräfte, durchficht. Die Last wird schwer sein, bis die gewaltige Reserve, die der Sache der Freiheit aus Amerika verheißen ist, ganz im Feld steht. Der deutsche Kriegsminister stellt sich, als sei von dieser Reserve nichts Ernstes zu fürchten. Eines Tages wird er seine verächtliche Werthung der Amerikaner bereuen. Wer zuletzt lacht, lacht am Besten. Auch wir selbst thun und planen mehr, als ich, leider, hier sagen darf. Noch aber ist nicht genug. Keine Anstrengung darf uns unerträglich scheinen: denn die uns theuersten Güter stehen auf dem blutigen Spiel.“ Schatzkanzler Bonar Law (dem, zu Deckung der Kriegskosten bis ans Augustende, ohne Debatte

zehn Milliarden Mark bewilligt wurden): „In drei Monaten hat der Feind noch nicht eins seiner Ziele erreicht; aber wir haben viel Gelände verloren. Daß der Tauchbootkrieg uns in Hungersnoth stürzen werde, ist weniger als je zu fürchten, seit im April und Mai, zum ersten Mal, die Zahl der zerstörten Schiffe kleiner war als die der neugebauten. Doch die nächsten Wochen können über das Schicksal unseres Reiches und die Zukunftsgestaltung der Welt entscheiden. Und so weit ichs vermag, will ich Jeden vor Selbsttäuschung bewahren, die ihm verhehlt, daß die gefährlichste Stunde der ganzen Kriegszeit geschlagen hat.“ In dem selben Sinn hat der von Deutschlands Philosophie und Musik genährte Skeptiker Balfour und der von unbändigem Imperialismus zum Friedensbund der Nationen, zum Glauben an internationalen Grundrechtsstand, an Entwaffnung und Schiedsgerichtsspruch bekehrte Lord Curzon gesprochen. Auch in den Hauptprovinzen der Presse nirgends Fanfare noch gar nahen Sieges Ankündigung; überall das Verlangen: „Wir wollen Wahrheit; die Nation will wissen, was ist, und düster getönter Ergebnisbericht wird nicht ihren Muth senken, sondern ihren Kraftaufwand erhöhen. Asquith hat diesmal recht aus dem Herzen des Volkes gesprochen: selbst den That-sachen, die ihm ein finsternes Antlitz zeigen, will es ins Auge sehen.“ Jeder fühlt sich als Handelnden, Keiner als Schauspielbetrachter. Und nur der aller Verantwortlichkeit Ledige darf in den Leichtsinn gleiten, der nun Optimismus heißt.

Den, hört er oft, verträgt der Engländer im Politischen, gar im Krieg nicht; er macht ihn träg und läßt schnell die Meinung aufwuchern, da Alles gut stehe, brauche man sich ja auch nicht über Gebühr zu plagen. Ists wirklich nur eine Frage des Volkstemperamentes? Goethe sagt über die Engländer: „Sie haben die Courage, Das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. An ihnen ist nichts verbildet oder verbogen, keine Schiefheit und Halbheit, sondern sie sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, Das gebe ich von Herzen zu; aber es ist doch Etwas und hat auf der Wage der Natur einiges Gewicht. Um gewahr zu werden, wie es bei uns steht, brauche ich

in unserem lieben Weimar nur zum Fenster hinauszusehen. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten: sogleich war ein Polizeidiener nah; und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Kein Bube darf mit der Peitsche knallen, singen oder rufen: sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Alle sehe ich genirt, als wären sie nicht sicher und fürchteten das Nahen irgendeines polizeilichen Machthabers. Bei uns geht Alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen, alle Natur, alle Originalität und Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister. Auch den Staatsdienern wird es nicht wohl; und woher sollen sie dann die Liebe und das Wohlwollen nehmen, deren doch gerade sie, in Behandlung der Menschen, bedürfen?“ Allzu lange ging deutsche Erziehung, bis in hohe Amtsstellen, auf Abschreckung vor Verantwortlichkeit aus. „Schieben Sies doch auf die andere Instanz ab“: noch ists alltäglicher Rath. Immer einen guten schwarzen Rock anhaben und immer das Maul halten: so sprach Fürst Chlodwig Hohenlohe, kommt man sicher vorwärts. Für Ordnung sorgt die Obrigkeit. Die weiß auch, wann wir lachen, wann weinen, jauchzen oder seufzen dürfen; und man soll ihr nicht dreinreden. Weil sie weiter sieht als der beschränkte Unterthanenverstand, weil sie, zu unserem Besten, den Staat leitet und seine Kriege führt und weil am Ende aller Enden doch nur sie verantwortlich ist. Sie handelt und befiehlt. Wir dienen, bluten, zahlen, betrachten. So muß es sein. Nur nicht Trübsal blasen! Alles wird ja gut.

Rhetoreia

In den Westländern regirt das Parlament; die Minister sind ihm zugehörig und verantwortlich, geben ihm Auskunft (nicht immer so genaue wie im Schoß der eigenen Partei), begründen vor seinem Ohr die Geldforderungen und die Gesetzentwürfe der Regierung, halten auch, wenn sie davon Wirkung auf Heimath oder Ausland hoffen, Reden über die großen Gegenstände der Politik. Selten; diese Reden sind meist kurz und werden, fast immer in der selben Sitzung,

dann von den Führern der Opposition, in Kriegszeit heiliger Eintracht von denen der nicht in der Regierung vertretenen Gruppen erörtert; gebilligt, getadelt, ergänzt. Da die Mehrheit mit dem Mund der Minister spricht und, seit Krieg ist, nur ein kleiner Theil der Abgeordneten nicht alles ihm Wissenswerthe im Kämmerchen erfährt, streckt solche Debatte sich fast niemals über einen Tag hinaus. Im Deutschen Reichstag fast immer. Der regirt nicht, Kanzler und Staatssekretäre sind ihm nicht verantwortlich, zum Bundesrath Bevollmächtigte dürfen ihm nicht angehören; Abgeordnete, denen Regierungämter übertragen werden, verlieren dadurch ihr Mandat und scheiden auch innerlich aus ihrer Partei. Wenn der geadelte schwäbische Rechtsanwalt Payer, einst, unter der Losung „Alles durch das Volk“, wild gegen Bismarck, heute noch Demokrat wäre, könnte er nicht der Vertreter des erkatholischen Hierarchen Hertling sein, der Priesterherrschaft, weltliches Papstregiment will und dem Demokratie ein Gräuel ist; wenn er noch zu dem Julibeschuß von 1917 stünde, könnte er nicht die Verträge von Brest und Bukarest rühmen. Der aus der Sozialdemokratie in ein Wirthschaftamt beförderte Unterstaatssekretär Müller entpuppt sich als Gegner des Parlamentarismus und wirkt auf den Hochgraten seines Amtslebens rüstig zu Königlich Preußischem Sozialismus, dem schrecklichsten der Schrecken, mit. Keiner der von der linken Seite her ins Allerheiligste zugelassene Herren ließ uns je einen Grundton anderen Wollens hören als die von rechts herangewinkten Beamten; von keinem ist erweislich, daß er vor dem Eintritt in die Regierung seine Bedingungen gestellt und durchgedrückt habe. (Wann ist an Bedingungen in Berlin je der Plan eines Personalwechsels gescheitert? Selbst aus Oesterreich kommt oft die Kunde, der Kaiser, Reichsminister des Auswärtigen, Ministerpräsident habe mit Parteiführern verhandelt, sie aber nicht zu gewinnen vermocht. Hier? Als Herbert Bismarck gesagt hatte, der alte Ebi Reuß, der wiener Botschafter, werde das Reichskanzleramt, nach Caprivi, sicher nicht übernehmen, hörte ich seinen Vater rufen: „Zeigt mir Den doch mal! Ich möchte vor meinem Tod gern Einen sehen, der nicht Alles annimmt.“ Lebte

er heute noch: nicht Einen hätte er erblickt.) Schon beim Eintritt in das Präsidium, das die Stärke, das Kräfteverhältniß der Parteien ausdrücken soll, scheiden die Abgeordneten sich von ihren Fraktionen; als ob die Zugehörigkeit ihren Rechts- sinn beschatten, sie im schlechten Wortsinn parteilich machen müsse. Dieses wunderlichste aller sichtbaren Parlamente, das selbst, sammt seinen Führern, nicht nach der Macht, nach freier Gestaltung des Reichslebens strebt, muß nicht nur beschäftigt, muß auch sauber von Zeit zu Zeit in den Trugglauben gebettet werden, daß es im Großen und Größten was bedeute. Deshalb werden ihm immer wieder lange Reden über Krieg und Frieden, die keusche Tugend des Vierbundes und die ruchlose Tücke des Feindes, über Europa und Umgegend gehalten. Darauf antworten, mindestens eben so lang, je zwei Sprecher jeder Fraktion. Das giebt dann „große Tage“. Gedruckt wird nur, was dem Parteiblatt paßt: was seine Männer gesagt haben. Im Bericht der konservativen Zeitung klingt die Rede des Liberalen, in dem liberaler die des konservativen Redners wie heller Blödsinn. Das Wichtigste, der Gedankengang der Sozialdemokraten, die sich jetzt Unabhängige nennen und allein noch opponiren, ist nur aus den Stenographischen Berichten, also sehr spät, zu erfahren. Anderswo ist das Wort die Parlamentarierwaffe, die Wirkensmöglichkeit erkämpfen, dem Sprecher den Weg auf den Platz öffnen soll, von dem aus die Staatsgestalt, das Volksschicksal zu bestimmen ist; und die Nation läßt sich das Bild solcher Kampfsitzung in Wesentlichem nicht durch den Bericht fälschen. In unserem Reichstag ist das Wort Paradekleid; der es trägt, zufrieden, wenns gefallen, ihm „Erfolg“ eingebracht hat und er „stürmischen Beifall“ verzeichnen kann, dessen Sturm oft kaum ein pfingstliches Luftsausen war. Wer von dem Wortgestöber ein ähnliches Bild haben will, muß ein Halbdutzend Blätter lesen und in vergleichender Philologie geübt sein. Ergebnis der großen Tage: Null. Ob der Kanzler oder dessen Gehilfe höchst optimistisch sprach oder auf Cirruswölkchen wies, ob aus dem Fraktionenmund nur Honig oder auch ein Geifersträhnchen rann: Alles bleibt, wie es zuvor war. Dieses Parlamentspiel ist gesprochene



Zeitung; wiederholt ja meist auch nur den Inhalt von Preßartikeln. Was haftet von all dem Gerede aus vier Kriegsjahren denn im Gedächtniß? Was hat sich durch die Entlassung zweier Kanzler geändert? Gewiß nichts zu Besserem. Einmal ging, unter der Führung des Herrn Erzberger, der Reichstag von Betrachtung zu Handlung über: in dem Beschluß, auch in bequemer Lage von der Sucht nach Annexion und Tribut sich loszusagen und dem Reich die Grundmauer der Demokratie zu sichern. Das schien Aktion; war aber nur Nothbehelf. Und mit der Leiche dieses Beschlusses auf dem Rücken geht es seitdem weiter in Rednerei.

In der letzten Juniwoche dämmerten wieder große Tage. „Warum toben die Heiden und reden, die Thoren, so vergeblich? Denn ihrer lacht, der im Himmel wohnt.“ Der Staatssekretär im Auswärtigen Amt glaubte, „der feststehenden parlamentarischen Sitte folgen zu müssen.“ Sie zu brechen, wäre, weil sie nicht mehr taugt als der Trinkerbrauch, die Räusche des Dänenkönigs Claudius, immerhin rühmlicher. „Ein Bild von der Gesamtlage der Reichspolitik.“ Wozu denn? Wäre die Lage schlecht: Excellenz dürften es nicht andeuten. Daß sie gut ist, haben wir hundertmal gehört; und wollen es gern glauben. „Zunächst das Verhältniß zu unseren Bundesgenossen.“ Das immer wieder durchzuhecheln, fällt drüben keinem Minister ein. Man ist verbündet, lobt einander, wenn sich die Gelegenheit bietet, unterdrückt das Knirschen, die Seufzer und trachtet, aus dem Bündniß allen erlangbaren Nutzen zu ziehen. Auch im Reichstag weiß jeder Hörer: Die Stellen, wo die Binde drückt oder die Haut scheuert, dürfte er uns ja nicht zeigen; wozu also? Hymne auf des Sängers Spezi, den Grafen Czernin. „Muthig, thatkräftig, glänzend, Staatsmann; aus innerpolitischen Gründen gegangen.“ Daran ist richtig, daß der Graf uns ein Weilchen gegläntzt hat; bis die verlebte Unaufrichtigkeit seiner Politik offenbar wurde, deren Wurzeln noch hinter der Zeit Metternichs und Schwarzenbergs liegen. Bis der Herr, der in das Programm des Präsidenten Wilson geschlüpft war und drin um Europas Beifall gebuhlt hatte, am Bug und an der Dimbowitza alle Hüllen abwarf und, nackt, als ein

Gewaltmächler ältesten Schlages vor dem Auge stand. Gehen mußte er, weil die von ihm importirte Regierung der „Ukraina“ unhaltbar, der von ihm verbürgte „Brotfrieden“ eben so Luftgebild war wie der Staat, der ihn bescheren sollte; weil erwiesen wurde, daß er den ruthenisch-ukrainischen Russen das polnische Cholm zuschanzen wollte, und (von dem ungarischen Abgeordneten Grafen Michael Karolyi), daß er den „Privatbrief“ des Kaisers Karl an den Prinzen Sixtus von Bourbon-Parma nicht nur gekannt, sondern selbst erwirkt, nachher aber geredet habe, als sei durch einen unbedachten, hinter dem Rücken des verantwortlichen Ministers gethanen Schritt des Kaisers die Politik der Monarchie geschädigt worden; und weil der Versuch, als Czechenfresser sich noch fester in die Gunst der Deutschen zu nisten, den czechischen Grafen, den Enkel eines czechischen Hochverräthers, in den Delegationen unmöglich gemacht hatte. Mußte der Leiter unseres Auswärtigen Amtes über das Scheiden dieses Ministers hinweggetröstet werden (er sagt), so liegen die Gründe fern vom Gebiet öffentlicher Interessen. Das Deutsche Reich hat nicht die winzigste Ursache zu Trauer über den Rücktritt eines pfiffigen und an manchem Ort brauchbaren Diplomaten, in dem kein Aedern von einem Staatsmann fühlbar wurde; und handelt geschicklich, wenn es in den Brauch zurückkehrt, über Ministerwechsel in fremden Reichen nicht amtlich Richtersprüche zu künden. Nie haben im Palais Bourbon über Greys, nie in Westminster über Briands oder Ribots, Salandras, Sasonows Rücktritt Minister Klagelieder angestimmt. Und ich glaube nicht, daß Graf Burian aus dem Mund eines (im Rang ihm nicht gleichen) deutschen Staatsmannes gern hört, er sei „ein bewährter Diplomat“, sein Vorgänger aber ein „muthiger, thatkräftiger, glänzender Staatsmann.“ Wer als Vertreter des Reichskanzlers spricht, müßte den Grundregeln internationalen Verkehrs gehorchen, der noch in „vertiefter“ und „ausgebauter“ Bundesgenossenschaft Fremden kein Censorsrecht einräumt. Das gilt auch für die Ernennung des von der Sobranje, von der Volksmehrheit gestürzten Herrn Radoslawow zum „hochverehrten Altmeister der Politik“; in der

Rede, die den Marschall Moltke den „Altmeister deutscher Strategie“ heißt. Manche Glatze wurde vom Staunen über diese Gleichung geschüttelt. Und der Folger, Herr Malinow, ist als Politiker der Erzfeind des Gestürzten. Quo vadis? Alles über das Verhältniß des Deutschen Reiches zu Rußland und den „Randstaaten“ (Ukrainen) Gesagte ist, trotz der Breite, unbeträchtlich, weil es Menschen und Dinge nur so zeigt, wie der Redner sie sehen lassen möchte. Für den Werth der Darstellung zeuge hier nur der Satz: „In Brest-Litowsk wurden der Türkei die Kreise wieder zugesprochen, die sie 1878 an Rußland verloren hatte.“ Verloren? Kars, Ardahan, Batum, Bajesid den Russen zu sichern, war, wie die Leser der „Zukunft“ wissen, die Hauptarbeit Bismarcks auf dem Berliner Kongreß; wer ihr Ergebniß vereitelt, schuldet der Nation Rechenschaft von der Nothwendigkeit, die dazu zwang. Wichtig ist: die Absicht auf (lose oder feste) Angliederung von Esthland und Livland, die der brester Vertrag den Russen zuspricht, und die amtliche Anerkennung der Republik Georgien (der ein selbständiges Armenien und ein Baku beherrschendes Tatarien sich gesellen zu wollen scheint); also fortschreitende Balkanisirung und Zerstückung des von Russen bewohnten Reiches. Esthland war die Nahrungsquelle, Kornkammer Petrograds, ohne die es nicht leben und für deren Leistung es nicht nahen Ersatz finden kann, seit in Finland deutsche Hilfe dem Weißen über den Rothen Schrecken den Sieg verschafft hat. Esthen und Letten wollen nicht in die deutsche Machtsphäre fallen, sondern, mindestens bis in das Morgenroth eines auferstehenden Russenreiches, selbständige Republiken unter internationaler Bürgerschaft bilden (die, natürlich, auch alle Rechte der kleinen Schaar tüchtiger Deutsch-Balten sichern müßte). Großrußland, Polen, Litauen, Fin-, Kur-, Esth-, Livland, Ukraina, Kaukasische und Don-Republik, Krim, Armenien, Georgien, Tatarien: schon vierzehn Staaten. Der Balkan, Europas nie ganz enteitertes Geschwür, wäre daneben ein unschädliches Hautpickelchen. Mit solchen Staaten, die über Nationalitätrecht und Gebietsumfang nie einig würden und die auf erschöpfter Erde Jahrzehnte lang kaum einen Anleihemarkt fänden, ist

im Großen weder Politik noch Wirthschaft zu treiben. Sie sind nur als Rohstoffe für den Aufbau Vereinigter Staaten von Rußland brauchbar, die von Naturtriebes und Glaubens wegen unkriegerisch sein müssen, also keinen Nachbar bedrohen und durch die ungeheure Fülle ihrer noch nicht angetasteten Schätze den Erdtheil vor der Gefahr schützen können, unter dem Druck amerikanischer Uebermacht seine Freiheit zu verlieren. Diese Entwicklung kann, dem Deutschen Reich zu Schaden, nicht zu Nutzen, verzögert, doch mit keinem Mittel der Gewalt oder List verhindert werden. Verhängnißvoll falsch ist drum jede Politik, die aus dem in Ost kreißenden Chaos Zufallsstücke an sich zu reißen, zu binden trachtet und in die Furchen russischer Menschheit dadurch Deutschenhaß sät, der nur in kleinen Krumen städtischen Bodens bisher gedieh. Zuverlässige Berichte aus allen Theilen des geborstenen Zarthumes erzählen, daß die Drachensaat überall zu keimen beginnt. Werden die Keime und noch trieblosen Körner nicht schnell ausgejätet, dann wächst vom Ural bis an die Adria das Gewimmel noch zerplitterter Slawenvölker in Einheit zornigen Willens zusammen. Erblickt von der „hohen Warte“, auf die sich der Staatssekretär gehoben glaubt, kein Auge das Bild der Welt, in die der Sohn, der Enkel deutscher Krieger dann geboren würde? Ahnt keines Vision, daß auch in West neue Verschmelzung, Rückbildung in anglo-amerikanische Wollenseinheit sich vorbereitet?

Von der Warte wendet, noch immer, das Auge sich rückwärts lieber als vorwärts. Oft ist hier an Moltkes Prophetie erinnert worden, ein Krieg der größten Mächte könne sieben, könne dreißig Jahre dauern, weil keine dieser Mächte in einem Feldzug, in zweien, „so vollständig niederzuwerfen sei, daß sie sich für überwunden erklären und harte Friedensbedingungen annehmen müsse“; und schon 1914 wurde deshalb hier vor dem Glauben gewarnt, durch militärische Mittel sei, ohne rechtzeitigen Einsatz staatsmännischer Kunst, haltbare Entscheidung zu erwirken. Der Staatssekretär hat Moltkes Sätze wiederholt und aus ihnen den selben Schluß gezogen: „Ein absolutes Ende des Krieges kann von rein militärischen Entscheidungen allein kaum erwartet werden.“ Ab-

solut, rein, allein, kaum: schüchtern verklauselt; schüchterner als in der Rede des siegreichsten deutscher Feldherren, der doch nicht mit dem Eindrang amerikanischer Kontinente und asiatischer Großmächte in einen Krieg Deutschlands zu rechnen brauchte. Auch die Frage (aus der im Licht unserer „Oeffentlichkeit“ von heute nichts Rechtesspießen kann) nach dem Ursprung des Krieges wurde wieder gestellt; und, wie anno Helfferich, das zarische Rußland als böser Brandstifter an den Pranger gebunden. Ein Toter. Dieser Ausweg schien dem Redner wohl von Klugheit empfohlen. „Die Westmächte ein Bischen entschuldigen, nicht etwa ganz freisprechen, den Petersburgern die Hauptlast aufbuckeln: Das wird Allen willkommen sein und die regirenden Bolschewisten werden gewiß nicht widersprechen.“ Doch aus den Thatsachen der Geschichte kommt, leider, Widerspruch; nicht überhörbarer schon aus der einen, daß Rußland, wenn es im Sommer 1914, durchaus unzulänglich gerüstet, den Krieg wollte, weder Serbien in fast restlose Annahme des wiener Ultimatus zu drücken noch auf jedem von Grey gewiesenen Weg Verständigung mit Oesterreich-Ungarn zu suchen und, da sie gefunden schien, sich laut zu freuen brauchte. Nicht kleine Klugheit: nur sittlicher Muth, der auch die Durchleuchtung der eigenen Willensbezirke nicht scheut, kann von dieser Brandstatt ernten. Wozu die Sichel wetzen? In den Ländern des Kriegszustandes ist von öffentlicher Erörterung der Schuldfrage nichts zu hoffen; nach der Rede des Staatssekretärs ist die Krümmung des Fragezeichens nicht geschwunden. Ist auch der Glaube an Deutschlands Streben nach Weltherrschaft nicht widerlegt. Niemand, hörten wir, kein Verantwortlicher noch gar der Kaiser habe den Gedanken an Weltherrschaft gehegt, „den das napoleonische Beispiel als Utopie erwiesen hat.“ Alles Gerede von einem deutschen Weltherrschaftplan sei eben Legende. (Legende, hat ein tüchtiger Journalist erwidert, ist, was Du, Staatssekretär, über den arglos edlen Napoleon sagst. Der, „hat nie daran gedacht, die Welt zu beherrschen, sondern wollte, wie wir, die Weltherrschaft Englands brechen.“ Deshalb mußte der arme gute Kerl, der gern still gegessen hätte, durch Nordafrika und Europa

tosen, den Rheinbund stiften, Oesterreicher und Preußen schlagen, Brüdern und Vettern Throne zimmern, den Leib des russischen Bären trampeln; und alles von Scharnhorst, Stein, Gneisenau, Hardenberg, Humboldt, Boyen, Blücher, Bismarck gegen ihn Gesprochene kam eben so aus blindem Irrthum wie unser ganzer Befreiungskrieg, der, „wie heute doch wirklich bekannt sein sollte“, ein Krieg gegen den Weltbefreier, Krieg für die Dauer englischer Weltherrschaft war. Das wird jetzt gedruckt und gelesen. In solche Tollheit ist die Wirrniß der Köpfe gediehen.) Der Staatssekretär hat die Frage nach dem Inbegriff des Wortes „Weltherrschaft“ umgangen. Die wäre, nach jetzt gültiger Deutung, erreicht, wenn das Programm der stärksten deutschen Wirthschaftverbände ausgeführt würde. Wäre schon erreicht, wenn Deutschland, im Bund mit militärisch und wirthschaftlich schwächeren Genossen, auf europäischem Festland, zwischen Mittelstaaten und Zwerggebilden, die einzige Großmacht würde, über alle Haupthäfen der Ostsee und des Schwarzen Meeres, über Bosporus, Dardanellen, Marmara, Hamburg, Bremen, Emden, Antwerpen geböte, von Murmansk bis Gallipoli, vom Kaukasus bis in das französische Lothringen und Flandern unhemmbar schalten, dem Erdtheil also Gesetz und Lebensform aufzwingen könnte. Nach der Meinung des Kaisers (der nicht immer so gedacht, sondern, als Sohn einer Britin, in einer leidig berühmten Interview sich Englands einzigen Freund in einem anglophoben Volke genannt hat) sind „die Völker der Welt von der angelsächsischen Herrenrasse unterjocht und müssen als Sklaven für sie arbeiten“; kann der Krieg nicht enden, ehe eine von zwei Weltanschauungen die andere „unbedingt überwunden hat; die preußisch-deutsch-germanische: Recht, Freiheit, Ehre, Sitte, oder die angelsächsische: Götzendienst des Geldes“. Ich glaube nicht, daß Deutschland vor dem Krieg das Britenjoch trug, daß die Herren Ballin, Gwinner, Krupp, Rathenau, Stinnes, Thyssen, die Gewerkschaften, Landwirthe, Kaufleute im Deutschen Reich je sich als Froner und Sklaven Englands fühlten; daß in dem Britenimperium, dessen Waaren deutsche Unterbietung, deutsche Nützung des „dumping“ (niedriger,

durch hohen Zollschutz im Inland ermöglichter Ausfuhrpreis) die Märkte geschmälert hat, mehr Menschen als anderswo das Geld als Götzen anbeten, weniger Herzen für Recht, Freiheit, Ehre, Sittlichkeit schlagen als irgendwo auf Menschen-erde. Und der Staatssekretär weiß, daß diese Erde, auf der auch noch Mongolen, Slawen, Romanen, kleine und, auf ganzen Kontinenten, große Mischrassen wohnen, in der Ankündigung, die nicht preußisch-deutsche Weltanschauung müsse „unbedingt überwunden“ werden, das Streben nach (zunächst mindestens intellektueller) Weltherrschaft sieht. Unertragbarer: gerade, weil sie im Geistig-Seelischen thronen, jedes Volk aber, in dessen Blut der Drang nach Selbstachtung pulst, aus freiem Gewissen sich Richtung und Weg wählen, sein Schicksal schweißen und formen will. Warum wurde nicht gesagt, auch der Kaiser wolle kein Volk hindern, auf seine Fassung selig zu werden? Durch Verruf, der einem Völkergewimmel den Urtrieb zu sittlichem Handeln abspricht, durch Verträge, die Riesenreiche zerbröckeln, Politik und Wirthschaft der Theile in Ohnmacht ducken, durch Wortkünste, die nicht bis in das Wesen der Dinge dringen, ist die Furcht vor deutscher Weltherrschaft nicht auszuroden.

Und warum ist die Rede des Staatssekretärs in fremden Ländern nur von kühlem Spott erörtert, in der Heimath von hitziger Wuth gescholten worden? Weil sie viel zu klein für ihren Gegenstand ist, kein Herz in ihr pocht, in dem stumpfen Baß kein Orgelpunkt die Ueberzeugung von der Aufrichtigkeit des Orators ergänzt. Ueber Belgien wird wieder gesagt: „Diese Frage gehört zum Gesamtkomplex der Friedensfragen und wir wollen uns nicht durch öffentliche Erklärungen festlegen.“ Unter drei Staatssekretären ist das Auswärtige Amt auf dieser Nothplanke geblieben. „Wir wollen das Land ja nicht behalten; draußen weiß mans. Sprechen wir aber den Verzicht schon jetzt aus, dann ist die Pfandsumme verringert und die Feinde melden neue Forderung an.“ Fühlt Ihr Euch so schwach? Ist Belgiens Zukunft als „Frage“ zu behandeln (was schon dicht hinter Deutschlands Grenze heftig geleugnet wird), dann muß sie entweder von Recht oder von Gewalt beantwortet, die Wiederherstellung des Königreiches in den Stand vom Juli 1914 verbürgt oder

die Antwort vertagt werden, bis Amerika, England, Frankreich, nach Moltkes Wort, „so niedergeworfen sind, daß sie sich, wenn auch erst nach Jahresfrist, nicht wieder aufrichten können, und sich für überwunden erklären.“ Alles Andere ist Spiegelfechtersstück; und wer Belgien laut den „Faustpfändern“, also nach öffentlicher Kriegserklärung erobertem Gebiet, zuzählt, mehrt dadurch in Fremdland nicht die Schaar, der Recht, Freiheit, Ehre, Sittlichkeit den preußisch-deutschen Geist bedeuten. „Wir wollen, daß auf der Welt das deutsche Volk (und Das gilt, mutatis mutandis, auch für unsere Verbündeten) innerhalb der Grenzen, die uns die Geschichte gezogen hat, sicher, frei, stark und unabhängig lebe; wir wollen über See den Besitz haben, der unserer Größe, unserem Reichthum, unseren bewiesenen kolonialen Fähigkeiten entspricht; wir wollen die Möglichkeit haben, auf freier See unseren Handel und Verkehr in alle Welttheile zu tragen.“ Ueber dieses Programm wäre, wenn, im Namen der Verbündeten Regirungen, der allein verantwortliche Kanzler dafür einträte, internationales Gespräch denkbar; trotz aller Schwierigkeit der Einigung über die Grenzen, die Oesterreich-Ungarn, Bulgarien, der Türkei „von der Geschichte gezogen worden sind.“ Da wir einen räumlich großen Kolonialbesitz hatten, das Meer unserem Verkehr und Handel im Frieden frei war, in Kriegszeit, wie jede andere Straße, stets von dazu fähigen Mächten gesperrt sein wird, fordert das Programm nur den Besitzstand vom Frühjahr 1914. Doch der Name des Staatssekretärs, der es verkündet, steht unter den Verträgen von Brest und Bukarest, die diesen Besitzstand, politisch und wirthschaftlich, ins Ungeheure weiten, steht unter der Weigerung, Belgiens Souverainetät und völlige Wiederherstellung zu verbürgen, stützt das Begehren nach den Ländern der Esthen und Letten. Und der Kanzler, dessen Gehilfe der Staatssekretär ist, betont mit aller der Greisenstimme abzurینگenden Wucht den Glauben an Entscheidung durch militärische Mittel „allein“; und nöthigt den jüngeren Landsmann in den kläglichen Ruf, er sei „mißverstanden worden“. Daß ein für manche Aufgaben gut begabter Mann durch diesen burlesken Nachtrag, diese Binsenhaltung sich selbst um die Ansehensbleibsel brachte,

ist schließlich kein Nationalunglück. Was aber soll Deutschlands tapfer darbendes Volk, was ein nicht stets so geduldiger Bundesgenosse, was gar der Feind aus dem Ertrag solcher über Tage gestreckten Rednerei machen? Der vernünftigste, nach würdigem Abschluß sehnsüchtigste Amerikaner, Brite, Franzos läßt, wenn er Alles gelesen und bedacht hat, sich von der *Leibzeitung* erzählen: „Reichskomoedie. Abgekartetes Spiel. Hält man uns für dumm genug zu dem Wahn, der Kanzler habe nicht gewußt, was der ihm Untergebene in so wichtiger Stunde sprechen werde, der Staatssekretär habe zuvor nicht die Häupter der Fraktionen und der Presse ins Vertrauen gezogen? Schillernde Wortflitter, der Schein des Willens zu selbst sich bescheidender Vernunft: dann ein Paukenschlag mitten in die Lockweise bukolischer Schalmeien und die Offenbarung, daß die Vertreter der Nation den Gedanken an nicht durch militärische Mittel, also durch Deutschlands Triumph zu erwirkendes Ende zornig, wie frevle Vorstellung, abwehren. Da ist für Verständigung nichts reif; und wir müssen weiterkämpfen.“ Der Deutsche, der diesen Fehlschluß tadelt, würde, wenn die berliner Geräusche aus Ferne in sein Ohr gedrungen wären, selbst nicht anders schließen. Weil ein Reichsbeamter, der allen Pfeilerfragen (Wehrmachtminderung, freie Selbstbestimmung der Völkerschicksale, internationale Rechtsordnung mit gesichertem Vollzug des Mehrheitswillens, Bund und überstaatliches Parlament aller zu Weltwende willigen Nationen) scheu ausgewichen ist, schüchtern immerhin angedeutet hat, was einem Kadetten längst einleuchten muß, daß vor dem Frieden, dessen Bedingungen das Schwert schreiben will, noch langwieriger Kampf liegt, wird er, wie eines Heiligthumes Schänder, von Rasenden umjohlt; schwingt der ihm vorgesetzte Bekenner augustinisch-thomasischer Staatsauffassung die Ruthe; muß erselbst über Mißverstand wimmern und seinen „Siegeswillen“ betheuern. Meint man, hat der kluge Leiter des Berliner Tageblattes gefragt, „das deutsche Volk könne nicht Wahrheit vertragen, die das englische verträgt? Wir sind nicht in einer Kleinkinderbewahranstalt.“ Doch wir sind in einem Land, wo das horazische „*Tua res agitur*“, die Erkenntniß, daß Reichsgeschäft zugleich die Sache jedes Mannes, jedes

Weibes und Kindes ist, noch nicht Gemeingut, der Wille zu Gestaltung und Verantwortung des Volksschicksals noch nicht flügge wurde. In einem Land, wo das Volk sich auf die Weitsicht und Weisheit einer nicht von ihm erwählten Regierung verläßt, die zu Kritik dieser Regierung Bestellten sich nicht verantwortlich fühlen und drum, Parlament und Presse, sich der Erlaubniß freuen, im Schaum des Optimismus zu plätschern. „Das Heer sorgt ja für uns.“ Sorgt unermüdlich. Kann aber, in Arbeit von nie erblicktem Umfang und Gewicht, dem Heimvolk nicht auch noch die Verantwortung des Bürgerwollens entbürden.

Rezept

Da den edlen Don Quijote, die Ahnung beschleicht, daß seinem wirren, von Sinniren und blindem Kampf wund gewordenen Leben der düstere Heiler nahe, und sein Knappe Sancho ihn an die von alten und neuen Tagen bestätigte Wahrheit mahnt, daß auch der Ritter, der gestern einen anderen aus dem Sattel hob, irgendwann von einem just in dieser Stunde stärkeren besiegt wird, schwört er den Glauben an die aus Rittergeschichten, dem Quell alles Unheils, ihm zugeflossenen Mären ab und bittet, in rasch verglühendem Abendroth ihn nicht mehr den tapferen Junker, nur noch Quijano den Gütigen zu nennen. In sein Testament muß der Notarius die Bestimmung aufnehmen, daß die Nichte Antonia Quijana des Erbes, der Mitgift verlustig werde, wenn sie sich einem Mann vermähle, der Ritterbücher durchschmökert, mit deren gefährlichem Inhalt das Ohr gegen den Hall der Wirklichkeit getäuscht hat. Während draußen der bleiche Schnitter die Sense dengelt, tagt dem guten Quijano, der auf die von ihrem Stahl bedrohte Ernte schaut, drin die Doppelerkenntniß: Vergebens spähst Du, Vögel zu finden, in die Nester vom vorigen Jahr; und vergebens hoffst Du, aus welchem Gefabel, aus verwesendem Gedankenleichenam könne ein Licht aufflammen, das Deine Seele in Gottheitsicht verklärt. Zu spät wird, einem Sterbenden, diese Klarheit. Wer in ihr athmen und wirken will, muß, Einzelner oder Volk, zu rechter Zeit sich in sie erziehen, gewöhnen. Von Schrecken oder

von Güte Weltgewinn hoffen, verzückt ins Gefunkel der Ritterharnische zurückstarren oder aus andächtiger Seele das neue Himmelslicht, die junge Erdsonne rufen, in verlassenen Nestern Brut suchen oder den Kindern des eigenen Hirnes selbst das Haus bauen: die dreieinige Frage will Antwort. Durch die That. Mit dem Schnabel, aus Blättern, näht nur der Schneidervogel sein Nest. Will Volk und Vertretung behandelt sein, wie, von Posa, dem Landsmann und Vetter Quijotes, der prinzliche Zärtling, dem er die über dem Scheitel hängende Wetterwolke nicht zeigt, nur still vorüberzuführen trachtet, dann ziemt ihnen Schweigen, bis der Wart den Abzug des Gewölkes meldet. Wollen sie in Jedem bewußter Gewittersnoth lieber als unter fürsorglich gebietender Vormundschaft leben, dann müssen sie zu Verantwortlichkeit muthig werden. Die scheuen, ihren Trägern aber Hügel sandiger Worte auf die Straße karren, sich ans Ziel sehnen und über die Länge des Weges ächzen: solche Kinderei wird von Vernunft und Würde nicht geduldet. Drei Jahre lang, länger noch schleicht nun der Hader durchs Reich, ob das vom Heer Errungene nicht durch die „Schlappheit“ Regirender verzettelt, durch ein als Ausdruck von Schwachheit deutbares Wort nicht der Glaube an Deutschlands Kraft entwurzelt werde. Nutzloser Streit. Niemand hält das Reich für schwach. Jeder Beachtenswerthe wägt die Leistung, nicht Zufallsworte von Gewicht und Dauerbarkeit eines Windchens. Weder Weltherrschaft sucht noch zager Verzicht auf die Nützung nationalen Schöpfervermögens im Ring der Menschheit, weder Rausch noch Furcht (in dem Philosophenlatein gestohlenem Wortkleid): nur klare Erkenntniß Dessen, was ist und was werden muß, ziemt dem Kräftigen. Wer sich einem Führer untergiebt, darf ihm nicht mißtrauen. Wer selbst seines Schicksals Herr werden will, muß selbst auch die dazu unentbehrliche Macht erwerben. Ohne Verantwortlichkeit aber ist Macht an unserem Mittag nur noch ein Schemen; und das Knie der sie Anbetenden wühlt sich in Schmach.

An die Leser der „Zukunft“!

Bei den fast ins Grenzenlose steigenden Herstellungs- und Betriebskosten läßt sich der im Dezember v. J. erfolgte geringe Aufschlag für den Bezug der „Zukunft“ nicht mehr halten; wir sind deshalb genötigt, den Bezugspreis ab 1. Juli, wie folgt, zu erhöhen:

Vierteljahrsbezug M. 8,50

Einzelheft M. 0,80

Verlag der Zukunft.

Vom Büchermarkt

Eine erschütternde Anklage richtet der Stabsarzt a. D. Sanitätsarzt Dr. Brausewetter gegen das französische Volk in seinen Tagebuchblättern, die während seiner zweijährigen Kriegsgefangenschaft entstanden sind und trotz der sorgfältigsten Kontrolle Deutschland erreicht haben, um hier gegen die vermeintliche hohe Kulturstufe der französischen Nation zu zeugen. Aus den Aufzeichnungen, deren Authentizität behördlich beglaubigt worden ist (sie sind unter dem Titel: *J'accuse*, zwei Jahre in französischer Gefangenschaft, von Dr. Max Brausewetter, Stabsarzt a. D., geb. 5,50 M., bei Bruno Cassirer in Berlin erschienen), spricht ein aufrechter deutscher Mann zu uns. Wertvoll sind sie dadurch, daß sie durchaus nicht gehässig gefärbt sind. Aus jeder Zeile fühlt man, daß sie Wahrheit bringt. Manchmal leuchtet sogar ein wenig Humor hervor. Für den Sergeant Bonel, der im Rahmen seiner Befugnisse in Château d'Ilf den deutschen Gefangenen nach Möglichkeit ihr schweres Los zu erleichtern gesucht hat, findet er warme Worte der Anerkennung. Ergreifend ist die Schilderung seiner Freude, daß ihm in Frioul, einem kurzen Lichtblick in der Gefangenschaft, vergönnt wird, seine ärztliche Kunst für seine Leidensgefährten zu verwerten.

Voll Spannung folgt man der Entwicklung der empörenden Tragödie, die sich in den schlichten Aufzeichnungen vollzieht, vom der Einkerkierung auf der Insel Château d'Ilf an nach Frioul, zum Höhepunkt Casabianda und nach Uzès, und bis zum Schluß verläßt auch den Leser die immer mehr Wahrscheinlichkeit annehmende Hoffnung auf die Freilassung Dr. Brausewitters nicht. Als die Freiheit ihm endlich im Leben werden sollte, brachte sie ihm im Offiziergefangenenlager Roche Arnaud zu Le Puy-en Velay Mitte September 1916 den Tod. Die Veröffentlichung des Tagebuches wird hoffentlich in neutralen Ländern gute Wirkung tun zur weiteren Richtigstellung der Ansichten über Hunnen- und Barbarentum, aber auch mancher Franzosennarr des Inlandes, manche Frau, manch' Mädchen mag durch sie vom französisierenden Wahn geheilt, zu deutschem Wesen bekehrt werden.

Deutsche Erdöl-Aktiengesellschaft zu Berlin.

Bilanz per 31. Dezember 1917.

A K T I V A.		M.	pf	M.	pf
I. Deutsche Erdölunternehmen.					
1. Elsaß: a) Eigene Erdölwerke:					
Grundst., Gebäude, Raffin.- u. Bergwerkseign.				2 523 533	97
Mobilien				2	—
Oelgerechtsamen				2	—
Oelquellen				2	—
b) Verein. Pechelbronn. Oelbergw. G. m. b. H.					
Sämtl. Geschäftsant. i. Nennbetr. v. M. 3 500 000,—				4 553 757	05
2. Sonstige Raffinerien u. Schwelanlagen:					
Alleiniger Besitz und Beteiligung				17 073 250	78
3. Deutsche Mineralöl-Ind. A.-G., Wietze in Hannover:					
Beteiligung i. Nennbetrage von M. 5 927 000,—				6 247 900	—
II. Deutsche Braunkohlenunternehmen.					
Versch. Beteilig. an Braunkohlenunternehmen				11 345 236	—
III. Oesterreichische Erdölunternehmen.					
Verschiedene Beteiligungen an Rohölgruben, Raffinen., Transport- und Lager-Unternehmen				6 387 128	95
IV. Rumänische Erdölunternehmen.					
Verschied. Beteilig. an Rohölgruben, Raffinerie-, Transport-, Lagerungs- und Bohrunternehmungen sow. eigene Warenvorräte i. Rumänien				4 387 725	40
V. Verkaufs-, Transport- und Lagerungs-Unternehmen.					
„Olex“ (A.-G. f. österr. u. ungar. Mineralölpr., Wien)					
Beteil. im Nennbetrag v. Kr. 2 368 400,— Aktien	1 514 591	80			
Deutscher Mineralöl-Verkaufsverein G. m. b. H., Berlin (Oelkontor)					
Sämtliche mit 25% eingezahlte Geschäftsant. im Nennbetrage von M. 5 000 000,—	125 000	—			
„Köhlbrand“ Industrie-Gesellsch. m. b. H., Berlin					
Sämtliche voll eingezahlte Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 20 000,—	20 000	—			
Weitere Investitionen dieser Gesellschaft, durch Darlehen seitens der Dea bestritten	2 019 990	76			
Umschlagsanlage Regensburg	211 224	48			
„Pechelbronn“ Seetransp.-Ges. m. b. H., Hamburg					
Sämtl. voll eingez. Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 20 000,—	20 000	—			
Weitere Investitionen dieser Gesellschaft, durch Darlehen seitens der Dea bestritten	1 040 027	71			
Fahrzeuge	1 816 706	29		6 767 541	04
VI. Kaliunternehmen.					
Verschiedene Beteiligungen				2 076 035	03
VII. Bestände.					
Best. an Rohöl, Halb- u. Fertigfabrik i. Deutschland	7 582 472	79			
Materialien und Fast. in eig. deutsch. Betrieben	2 121 621	66		9 704 094	45
Staatspapiere				22 384 730	82
Kassenbest., Reichsb.- und Postscheckguthaben				435 746	—
VIII. Verschiedenes.					
Verwaltungsgebäude Berlin-Schöneberg (in Ausführung begriffen)				1 808 938	72
Beteiligung an Patent- und Versuchsunternehmen				2	—
Dtsch. Rohrgesellsch. f. Erdöl G. m. b. H., Berlin, Voll-eingezahlte Beteilig. i. Nennbetr. v. M. 500 000,—				500 000	—
Kriegsschmieröl-Gesellschaft m. b. H., Berlin, Eingezahlte Beteilig. im Nennbetrage v. M. 4 000,—				4 000	—
Zu übertragen:				96 229 646	26

	M.	pf	M.	pf
Uebertrag			96 229 646	26
Zentralstelle für Petroleumverteilung G. m. b. H., Berlin, Einz. Beteil. i. Nennbetr. v. M. 4 000,—			4 000	—
Mobilien			1	—
Vorausgezahlte Versicherungsbeträge und Mieten			62 703	50
Bürgschaften und Kautionen M. 2 582 879,40				
Debitoren:				
Konzerngesellschaften	13 775 054	95		
Verschiedene	14 441 060	43	28 216 115	38
			124 482 466	14

PASSIVA.	M.	pf	M.	pf
Aktienkapital			30 750 000	—
Anleihen			9 083 570	—
Gesetzliche Rücklage			7 500 000	—
Sonderrücklage			5 000 000	—
Selbstversicherungsfonds			1 663 346	77
Beamten- und Arbeiterunterstützungsfonds			2 116 923	60
Delkredere-Rückstellung			64 647	—
Rückstell. f. Anleihez. u. ausgl. Schuldverschreib.			158 647	50
Nicht erhobene Dividende und Anleihezinsen			202 870	—
Rückstellung für Talonsteuer			217 672	65
Baureserve für Verwaltungsgebäude			2 000 000	—
Hypotheken-Konto Berlin-Schöneberg			775 920	—
Kriegsrücklage			21 332 567	40
Bürgschaften und Kautionen M. 2 582 879,40				
Kreditoren:				
Konzerngesellschaften	5 871 809	32		
Verschiedene	26 667 153	79	32 538 963	11
Reingewinn			11 077 338	11
			124 482 466	14

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1917.

SOLL.	M.	pf	M.	pf
Geschäfts- und Verwaltungskosten			3 397 441	61
Steuern			1 117 675	80
Anleihezinsen			444 912	50
Aufschluss-, Untersuchungs- und Versuchsarbeiten			1 094 997	41
Abschreibungen:				
1. auf eigene Erdölwerke im Elsass (ausser Vereinigte Pechel- bronner Oelbergwerke G. m. b. H.)			2 091 831	16
2. auf Verschiedenes			808 577	64
3. auf Beteiligungen			35 901	37
4. Rückstellungen: für Talonsteuer			33 575	15
Reingewinn			11 077 338	11
			20 102 250	75
HABEN.	M.	pf	M.	pf
Vortrag aus 1916			1 024 465	90
Geschäftsertragnis			19 077 784	85
			20 102 250	75

Die für das Geschäftsjahr 1917 für unsere Aktien Nr. 1—30750 auf 25 pCt. festgesetzt und durch die Generalversammlung genehmigte Dividende gelangt von heute ab bei den Banken: Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin W 8, oder einer ihrer Filialen, Dresdner Bank, Berlin W 56, oder einer ihrer Filialen, S. Bleichröder, Berlin W 8, A. Schaaffhausen'scher Bankverein A.-G., Köln a. Rh., oder einer seiner Filialen, Hardy & Co. G. m. b. H., Berlin W 56, Essener Credit-Anstalt, Essen a. Ruhr, oder einer ihrer Filialen, gegen Einlieferung der Gewinnanteilscheine Nr. 9 für die Aktien Nr. 1—6625, Nr. 8 für: Nr. 6626—8000, Nr. 7 für: Nr. 8001—13000, Nr. 6 für: Nr. 13001—20500, Nr. 5 für: Nr. 20501—30750 mit M. 250,— zur Auszahlung.

Berlin, den 26. Juni 1918.

Der Vorstand: R. Nöllenburg.

Grunewald-Rennen

Sommer-Rennen

Sechster Tag

Sonntag, den 7. Juli

nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr

8 Rennen;

u. a.:

Adonis-Rennen und Graditz-Rennen

Preise je 27 000 M.

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an
den Anschlagsäulen

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 15,—
do. II. "	14,—
Ein I. Platz Herren	10,—
do. Damen	6,—
Ein Sattelplatz Herren	8,—
do. Damen	4,—
Sattelplatz Herren	6,—
do. Damen	3,—
Ein dritter Platz	1,50
Kinderkarten	1,—

Soeben erschien:

„J'ACCUSE“

ZWEI JAHRE IN FRANZÖ-
SISCHER GEFANGENSCHAFT

von

Dr. MAX BRAUSEWETTER

Preis gebunden M. 5,50

Diese Aufzeichnungen des nach langen Peinigungen in der Gefangenschaft gestorbenen Arztes, dessen Richtigkeit von der deutschen Regierung nachgeprüft worden, sind eine erschütternde Anklage gegen das Verhalten des französischen Volkes seinen Gefangenen gegenüber. Das Buch wird zweifellos Aufsehen erregen.

VERLAG BRUNO CASSIRER, BERLIN

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Berlin-Grünwald: 7. Juli. München-Riem: 7. Juli.

Berlin-Grünwald: 11. Juli (Rennen des Unio-Klub)

Annahme von Vorwetten für Berlin und auswärtige Plätze, bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmässig angesetzten Rennen:

Schadowstrasse 8, parterre,

Kurfürstendamm 234,

Bayerischer Platz 9 Oranienburger Str. 53

(Eingang Innsbrucker Strasse 58)

(an der Friedrichstraße.)

an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Strasse 132

(nur wochentags)

Tauntonstrasse 12a

Nollendorfsplatz 7

Rathenower Strasse 3

Planufer 24

Königsstrasse 31/32

und **Französische Strasse 49**

Elsässer Strasse 95

(Geschäftsstellen des Luftfahrerdanks)

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmässig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

Am Wochentage vor dem Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Rheinische Handelsgesellschaft m.b.H.

Bankgeschäft — Düsseldorf 25.

An- und Verkauf von Effekten

sowie Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Fernsprecher: 4410, 4411, 4431, 4432.

Telegramm-Adresse: **V e l o x.**

Alleinige Anzeigen- „Die Zukunft“
 Annahme der Wochenschrift durch **Max Kirstein**
 Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
 Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10810.
 Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,50 Mk., auf Vorzugseiten 2,00 Mk.

MANOLI



A. BATSCHARI Cigaretten

